

Umgang mit marxischen Kategorien »problematisch und kritikabel« (111) sei, wobei z.B. der Fetischbegriff weniger »der Marxschen [...] Konzeption verpflichtet als vielmehr der Alltagsrede vom Fetischismus abgehört« sei (105). Dieser Mangel bleibe trotz der Diskussionen im Exil zum Staatskapitalismus bestehen (129ff), und auch die Arbeit an der *Dialektik der Aufklärung* schaffe keine Abhilfe (215ff), redet doch Adorno selbst vom »Verzicht auf ausgeführte ökonomische Analysen, die vielfach gefordert wären« (216). So kommt Verf. zur Diagnose eines »theoretischen Stillstands in bezug auf zentrale Fragen der Kritik der politischen Ökonomie [...] zwischen 1939 und 1956« (264).

Gleichwohl sei Marx ständiger Bezugspunkt in Adornos Seminaren gewesen, etwa indem der Begriff des Nichtidentischen an der Kategorie des Gebrauchswerts gebildet worden sei (313), oder in den Diskussionen um den Klassenbegriff (277ff) die Auffassung vertreten worden sei, »dass das Tauschverhältnis, zur Totalität erhoben, aufs Klassenverhältnis herauskommt« (389). Verf. kommt daher zu dem Schluss, dass »Adornos kritische Theorie [...] getrennt von seiner Ökonomiekritik nicht nachzuvollziehen« sei und eine Adornos »eigenem Anspruch gemäß materialistische Kritik der Gesellschaft eine der Produktionsverhältnisse notwendigerweise« einschließe (394).

Verf. kann zwar widerlegen, dass Adorno sich nie mit politischer Ökonomie befasst habe, doch verschwimmen die Konturen, indem Adornos »Kritik der politischen Ökonomie« zu Gesellschaftskritik überhaupt wird. Somit präsentiert Verf. eine umfassende Sammlung der Stellen, an denen Adorno auf Marx Bezug nimmt, vermag aber die im Titel geweckten Erwartungen kaum zu erfüllen. Franz Heilgendorff (Dresden)

**Balke, Friedrich, Maria Muhle u. Antonia von Schöning (Hg.), *Die Wiederkehr der Dinge***, Kadmos, Berlin 2011 (316 S., geb., 24,90 €)

Der Bd. gehört in den Kontext einer »objektwissenschaftlichen Kehre« innerhalb der Sozialwissenschaften, die auch zwei Tagungen bestimmte: die eine, unter dem Motto »Wiederkehr der Dinge: Zur Aktualität des Fetischbegriffs« 2011 am Wiener Institut für die Wissenschaft vom Menschen, die andere – deren Beiträge in den vorliegenden Bd. eingegangen sind – zum Thema »Die Macht der Dinge« 2009 an der Weimarer Bauhaus-Universität. Verf. umkreisen im Bd. vier Themen: die Handlungsmacht der Dinge, Bruno Latours Neudefinition des Sozialen, die Epistemologie der Dinge und deren medien- und kunstästhetische Analyse.

Die Vorstellung einer den Dingen innewohnenden »Handlungsmacht« (von Schöning, 19ff), die alle Beiträge zusammenhält, hebt auf ein vergesellschaftendes Movens der Dinge ab und wirft dabei die Frage auf, »wo die Grenze zwischen sozialer oder kultureller Sinnbildung und so genannten bloßen Dingen oder Objekten, denen man eine Rolle im Hintergrund des sozialen Bühnengeschehens zuschreibt, verläuft« (Balke, 11). Es geht um die Aufhebung der bisherigen Subjekt-Objekt-Leitdifferenz (vgl. die Rez. zu Barad in Arg. 301) zwischen sozialem Handeln, Normen, Strukturen, deutendem Verstehen und (subjektivem) Sinn einerseits und bloß passiven Objekten, die bislang als Ressourcen für die Konstitution des Sozialen dienten, andererseits. Philosophischer Gewährsmann für diese Transformation ist ein gegen den cartesianischen »Mentalismus und Voluntarismus« in Anschlag gebrachter Spinoza, der die »Handlungsfähigkeit (*potentia agendi*) in die Körper versenkt [habe], statt sie als Wirkung einer imaginären Befehlsgewalt des Geistes zu konzipieren« (12). Wie lassen sich also Dinge als aktiv an (sozialen) Handlungen beteiligt denken, allerdings weder im Sinne einer »Wiederkehr des Objektivismus« (9) – was wohl auch auf Verdinglichungskonzepte im Anschluss an Lukács zielt – noch

im Sinne einer Handlungsfähigkeit, die bislang »die Subjekte oder Instanzen der sogenannten sozialen oder kulturellen Synthesis innehatten« (12)?

Eines der ›klassischen‹ Konzepte, die Dingen Wirkmächtigkeit – als Vermögen zu überwältigen und damit Handeln und Denken von Menschen in bestimmte Bahnen zu lenken – zuschreiben, ist im Begriff des Fetischs angelegt. In *Wir sind nie modern gewesen* (frz. 1991) arbeitet Bruno Latour genau diese Implikationen des Begriffs weg, der seit dem 19. Jh. synonym für irrationales Handeln, Aberglaube oder perverse Objektbeziehungen steht. Sein Konzept des *faitiche*, mit dem er Wissen und Glauben, Wirklichkeit und Konstruktion, Fakt (*fait*) und Fetisch (*fétiche*) begrifflich verschränken will, richtet sich dabei sowohl gegen die kolonialgeschichtlich geprägte Bedeutung des Begriffs als auch gegen die marxische Fetischismuskritik, hinter der er immer noch ›bewusstseins‹-philosophische Gehalte vermutet. *Faitiches* sind somit eine Denkfigur, mit denen das Objekt als etwas verstanden werden kann, das nicht mehr vom Zugriff eines konstruierenden Subjekts geprägt ist, sondern selbst Wirkmächtigkeit entfaltet.

Während die erste Hälfte des Bd. sich primär mit Latours soziologischem Neuentwurf auseinandersetzt sowie den Blick auf konkrete Dinge, von denen des alltäglichen Gebrauchs (z.B. Pinnwände und Bücher) bis hin zu ›Kriegsdingen‹ lenkt, thematisiert die zweite Hälfte die Funktion des Fetischs als zentrales Theorem für die vielfältigen Beziehungen zwischen Menschen und Dingen und verdeutlicht dabei, dass der philosophischen und soziologischen Vernachlässigung der Dinge eine intensive Auseinandersetzung in Ästhetik und Zeichentheorie entgegensteht (Muhle, 250). So zeigen Bernhard Siegert und Helga Lutz am Beispiel flämischer Buchmalerei, wie die Ordnung der Repräsentation im späten 15. Jh. die Ordnung des Figuralen ablöste (283). Während in der Malerei und v.a. im »illuminierten Buch« Linie, Figur und Text noch eine Ordnung bildeten – die Materialität des Mediums war mit dem Zeichen selbst verschränkt –, werden in der Ordnung der Repräsentation »die ontologischen Kategorien des Zeichens und des Zeichenträgers, von Figur und Grund, strikt getrennt, Metamorphosen sind unterbunden« (282), so dass an die Stelle von Vieldeutigkeit die Darstellung des Abwesenden tritt.

Dem Verhältnis von Subjekt und Kunstobjekt geht auch Balke nach. Ausgehend von Leopold von Sacher-Masochs *Venus im Pelz* und Sigmund Freuds Lektüre der *Gravida* von Wilhelm Jensen interessiert ihn, auf welche Weise Kunst Dinge »wahnhaftige Verhaltensweisen und Handlungen« (212) hervorrufen können. Ähnlich wie Hans Blumenberg, der in seinen Schriften zur Ästhetik die Vieldeutigkeit und prinzipielle Unergründbarkeit des ästhetischen Gegenstands nicht allein auf die Seite des Subjekts, sondern auch auf jene des Objekts legt (vgl. Karin Krauthausen, 154), begreift Balke das Kunst Ding als ein Objekt, das das Subjekt in seinen Bann zu ziehen und damit bestimmte »Handlungssequenzen« auszulösen vermag (216f). In der Nähe von Kunstobjekten komme es zu »Übertragungen und Transaktionen«, die »ein paradigmatisches Herrschafts- oder Machtverhältnis, dessen Struktur durch radikale Asymmetrie gekennzeichnet ist, gewissermaßen von innen her auszehren und es in einen Zustand der Virtualität versetzen« (235). Analog argumentiert Lorenz Engell, der am Beispiel von Federico Fellinis *8½* herausarbeitet, dass es letztlich die »Macht der Dinge« in Gestalt der Requisiten, Scheinwerfer, Mikrofone und Kameras am Filmset war, die den Regisseur hat zusammenbrechen lassen (303).

Die Grenzen dieser Neuverhandlung der »Frage nach dem Ding« (Heidegger) werden sichtbar, sobald man sich ihren politischen Implikationen zuwendet. Indem Latour die Unterscheidung zwischen Struktur und Handlung, Mikro und Makro, empirischer

Forschung und Gesellschaftstheorie auflöst, bringt er nicht nur nicht-menschliche Entitäten als Agenten in die Sozialtheorie ein, sondern bricht auch mit der Annahme, dass Gesellschaft sich fortwährend kommunikativ aus sich selbst heraus herstellt und an diesem Prozess nur Menschen beteiligt sind. Der Preis dafür ist offensichtlich: So schreibt John Law, einer der Mitbegründer der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), dass es ihm »nicht vorrangig um Macht« (40) gehe. Ebenso bleiben soziale Kämpfe und Ungleichheit unthematisiert, wie Andreas Ziemann hinsichtlich Latours Neubegründung des Sozialen anmerkt (114). Das Problem wird auch bei Urs Stäheli deutlich, der vorm Hintergrund einer latourschen Lesart der Liste als Versammlungsort von Menschen und nicht-menschlichen Entitäten für eine »neue, ›minoritäre‹ Soziologie« (83) plädiert, deren Aufgabe in erster Linie darin bestünde, Listen anzufertigen und zu beobachten, »was mit und in diesen Listen möglich ist« (93). Die beschreibende Perspektive, die als Stärke der ANT gilt, zeigt sich damit auch als ihre Schwäche, da sie sich tendenziell affirmativ gegenüber dem Bestehenden verhält.

Josef Barla (Wien)

## Sprache und Literatur

**Kurzke, Hermann, Georg Büchner. *Geschichte eines Genies*, Beck, München 2013 (591 S., 48 Abb., Ln., 29,95 €)**

Rechtzeitig zum 200. Geburtstag am 17. Oktober hat sich auch noch der *Spiegel* zu Wort gemeldet, unter dem Titel »Heiliger Rebell«. Das Rebellische lässt sich nicht abstreiten, aber es wird ins Licht des Religiösen getaucht. »Noch immer«, schreibt Matthias Matussek, strahle Büchner »als revolutionärer Held. Das könnte ein Missverständnis sein.« Dieser Held muss vom Sockel gestürzt und durch einen christlich an der Welt Leidenden ersetzt werden.

Dieses angeblich neue Büchner-Bild basiert wesentlich auf Kurzkes Biographie, die strategisch günstig bereits im Frühjahr publiziert und in FAZ wie NZZ ausführlich gewürdigt wurde. Friedmar Apel meint, hier werde das Büchner-Bild »revolutioniert«. Er hält die Biographie für »hingebungsvoll«, Manfred Koch in der NZZ für »meisterhaft«. Kurzke hat auch den zürcher *Woyzeck*-Inszenierungen im Schauspielhaus und am Opernhaus als Gewährsmann gedient. Gegen die »linke Büchner-Orthodoxie« und deren »Revolutionssentimentalität« will er Büchner als »bedeutenden Christen« reklamieren.

Kurzke arbeitet mit zwei Ansätzen. Zum einen will er aus der Lebens- und Zeitgeschichte erklären, wie das Werk entstanden ist und wie sich die Biographie im Werk niedergeschlagen hat. Weil aber die Faktenbasis schmal ist, reichert er sein Buch mit »Imaginationen« an, die zuweilen im Konjunktiv daherkommen: »Es mochte sein, dass Büchners Begehren schweifend war wie dasjenige Dantons.« Oder: »Fühlte Büchner, dass er sich verantworten müsse, musste er deshalb schreiben? [...] Erschrieb er sich einen guten Platz im Himmel?« Zuweilen aber wird direkt nachempfunden. Kurzke montiert Textfragmente aus Briefen und Werken zu inneren Monologen, lässt Büchner den Weg von dessen Titelfigur Lenz als eine »Art Kontrollwanderung« nachgehen, denkt als Minna Jaeglé, wie sich die langjährige Verlobte wohl ihren Georg zurechtgerückt hat, seziiert mit dem Naturwissenschaftler Fische und inszeniert zum Schluss »Im himmlischen Garten« sogar einen philosophischen Diskurs zwischen Büchner, dessen Dramenfigur Danton und Kleists Michael Kohlhaas.